

(Nachdruck verboten.)

67) Das tägliche Brot.

Roman von C. Viebig.

„Verta!“ rief aus der Stube Fräulein Haberforns scharfe Stimme, „mit wem sprechen Sie denn da?“

Verta drückte geschwind leise die Tür zu. „Ich?! Ich spreche mit mir selber!“ —

Draußen war Frühling. Fräulein Haberforn schickte ihr Mädchen jeden Sonntagnachmittag in die Kirche, aber was nützte der die dadurch gewonnene Stunde?! Eine schläfrige Nachmittagspredigt anzuhören, fiel ihr nicht ein; allein herumzubummeln durch die sonntäglichen Straßen war ebensowenig ein Vergnügen, man kam sich ganz verlassen vor, wie ausgestoßen. Alle Mädchen waren zum Vergnügen mit ihren Schätzen. Selbst Mine traf sie nicht daheim; mit Reschtes war sie böse — wohin sollte sie? Sie würde sich doch noch „einen“ anschaffen müssen; aber selbst das würde ihr nichts nützen, mußte sie doch an ihrem freien Sonntag, ehe um zehn das Haus geschlossen wurde, wieder da sein. Darauf ging keiner ein; das lohnte ihm erst gar nicht.

In zornigem Ingrimm ballte Verta die Hand, ihr Fuß trat heftig auf. Kündigen! Ja, kündigen, rasch! Man verdüsterte hier ganz, seltsame Gedanken suchten einen heim in dieser ewigen Einsamkeit.

Oft schon hatte Verta in der ersten Wut vorgehabt, dem Fräulein den Dienst vor die Füße zu werfen; aber dann kamen wieder Stunden, in denen sie so müde war, so unglaublich müde und unlustig, daß es ihr vor allem neuen grauste. Wieder ein neuer Dienst, wieder eine neue Plackerei. Hier konnte sie wenigstens ungestört ihren Süßen nippen. Und sie nahm Schluck um Schluck, bis ihr Unbehagen eingelullt war. So kam es, daß sie doch immer wieder an dieser Stelle blieb.

Heute, am Nachmittag eines wunderschönen Maionntags, war Fräulein Haberforn ausgegangen. Eine Dame war kürzlich dagewesen und hatte sie, die bekannte Wohltäterin, aufgefordert, an den Bestrebungen eines Vereins teilzunehmen, der es sich, unter anderem, zur Aufgabe machte, am Sonntagnachmittag alleinstehende junge Mädchen um sich zu versammeln und ihnen ein Heim und angenehme Unterhaltung zu bieten.

Ja, da paßte die gerade hin! Der reine Hohn! „Saha!“ Verta lachte so gellend auf, daß die einsame Wohnung widerhallte. Suh — ganz allein! Nicht mal ein Vogel war da, nicht mal ein kleiner Hund oder ein Käzchen! Sie sah sich scheu um, und dann lief sie ans Fenster und lehnte sich weit hinaus. Aber was sah sie in dem engen Hof?! Nichts wie ruhige Wände und oben drüber ein ganz kleines Stückchen Himmel. Kein Mensch erschien auf dem Hof, an all den Küchenfenstern zeigte sich kein Gesicht; sie waren ja alle, alle aus und gegossen den Sonntag.

Wenn sie doch wenigstens hätte auf die Straße sehen können. Aber Fräulein Haberforn hatte die Vorderzimmer zugeschlossen. Auch das nicht mall und das Wetter war so herrlich! Der Sonnenstrahl, der sich durchs winklige Fenster des Berliner Zimmers stahl, glänzte wie lauterer Gold; das Stückchen Himmel, das Verta sehen konnte, war tiefblau. Oh — noch nie hatte sie eine solche Eier gehabt nach Luft, Luft, Freiheit, Lustigkeit!

Wie eine Wilde lief sie vom Zimmer in die Küche und wieder aus der Küche ins Zimmer. Sie reckte die Arme über den Kopf und dehnte sich, und dann stieß sie Schreie aus, laute Schreie — sie wollte auch lustig sein, immer lustig, warum sollte sie nicht lustig sein?! — Etwas hören, wenn's auch nur die eigene Stimme war! Aber die eigene Stimme erschreckte sie; zusammenschauernd schwieg sie und kauerte sich auf einem Stuhl zusammen. Doch nicht auf dem Stuhl am Fenster — dann schon lieber gar nichts sehen als das bißchen, das nur die Sehnsucht weckt und doch nicht befriedigt, — nein, auf dem Plätzchen am Ofen, im Winkel. Da saß sie lange, scheinbar wie ein Hase mit offenen Augen schlafend.

Dann, nach einem endlosen Gähnen, sprang sie plötzlich

auf und fing das ruhelose Umherwandern wieder an, und bei dem Umherwandern stöberte ihr rastloser Blick bald hier, bald dort. Viel war ja auch nicht zu sehen, sie kannte alles längst, aber da — da hatte ja die Haberforn den Schlüssel stecken lassen zur Mittelschublade des Zylinderbureaus!

Ein, zwei, drei — da saß sie auch schon davor. Wie interessant! Ihre Finger wühlten in den Papieren. Zum Nachen, die Alte hob sich alle Rechnungen auf, von Gott weiß wann! Und da waren Quittungen und da Schuldscheine und da Kursgzettell! Und da eine Pappschachtel mit lauter Kupferpfennigen und da eine mit lauter Zwanzigpfennigstücken! Wie Fischschuppen glänzten die winzigen Dinger. Wer doch auch so recht viele davon hätte! Die waren auch gutes Geld. Wohlgefällig ließ Verta die Silberschuppen von einer Hand in die andere gleiten. Sie saß einmal wieder ganz auf dem Trocknen; wer sollte denn auch mit dem bisherigen Lohn auskommen?! Von dem Süßen kostete die große Flasche eine Mark und fünfundzwanzig Pfennige; eine kleine lohnte es sich erst gar nicht heraufzuholen.

Sie konnte den Blick nicht von den Silberschuppen wenden, es mußten ihrer eine Unmasse in die Pappschachtel gehen. Wieviel mochten es wohl sein? Sie fing an zu zählen, aus der Schachtel in ihre Hand, und aus der Hand in ihre Schürze. Ein ganz nettes Spielchen — da — draußen rappelte es an der Korridor tür, ein Schlüssel wurde eingesteckt, jetzt herumgedreht! Die Alte! Da war sie schon.

Verta hatte gerade noch so viel Zeit gehabt, die Münzen in die Schachtel zu werfen und den Schuß zuzustofen.

Fräulein Haberforn musterte das vor Ueberraschung rot gewordene Mädchen; sie schien erstaunt, Verta in der Stube zu finden. Argwöhnisch durchsuchte ihr Blick das Zimmer — jetzt blieb er auf dem Zylinderbureau haften — der Schlüssel steckte! Ihre Pupillen erweiterten sich, mit dem Ausdruck ängstlichen Mißtrauens fuhren ihre Augen vom Schreibtisch zu dem Mädchen und wieder von diesem zum Schreibtisch. Aber sie sagte nichts.

Am anderen Nachmittag bot sie Verta mit ungewohnter Freundlichkeit an, die gute Luft zu genießen und mit einigen kleinen Besorgungen einen Spaziergang zu verbinden. Verta griff zu, sie hatte ein wahnsinniges Verlangen, jemanden zu sprechen; Mine würde sie wohl kaum antreffen, aber vielleicht war wenigstens Fridchen daheim!

Als sie schon die Straße zu Ende gegangen war und ein Weilchen vor einem Schaufenster getrödelt hatte, fiel ihr ein, sie hätte doch gleich die leere Flasche vom Süßen mit herunternehmen und sich drüber beim Destillateur an der Kirchbachstrassenecke neu füllen lassen können. Diese alte Bekanntheit hatte sie längst wieder aufgefrißt aber es kam immer nur zu ein paar flüchtigen, abgestohlenen Worten; heute würde sie ordentlich Zeit haben, vorm Schenkstisch zu ständern und den Duft einzuziehen, den sie so sehr liebte.

Nach kehrte sie noch einmal um und schlüpfte die Treppe herauf. Geräuschlos schloß sie die Küchentür auf — daß nur die Haberforn nichts hörte! Mit offenem Munde, wie angewurzelt blieb sie stehen. Ein Blick genügte.

Die Tür, die von der Küche in ihr Stämmerchen führte, stand halb offen, durch den Spalt sah sie's: da kniete die Haberforn vor ihrem geöffneten Korb, kaum daß sie das Haus verlassen hatte, mußte die sich darüber hergestürzt haben, denn die Sachen waren schon teilweise herausgerissen und lagen auf dem Boden. Und die Alte wühlte und wühlte.

Was machte die, was suchte die da?! Ein Wutschrei wollte sich Vertas Lippen entringen. Sie war doch keine Diebin, die sich visitieren lassen mußte — oho! In ihren Augen funkelte es auf; die Zähne zusammenbeißend, daß sie knirschten, ballte sie beide Hände zu Fäusten und schwang sie in der Luft. Sich auf die stürzen, die am Halse packen: „Was untersteht Du Dich? Wart, ich werd' Dich lehren! Wart. Du!“

Eine fürchtbare Drohung lag in Vertas Haltung, ein wildes Flackern war in ihren Augen, ihr tief erbleichtes Gesicht verzerrte sich — draufzu, die packen!

Aber jetzt sanken ihr die Arme, wie in plötzlichem Lähmung, herunter; ihre Augen verloren allen Glanz, ihre sich aufbäumende Gestalt wurde schlapp, alle Energie schien gewichen. Wozu denn alles? Sie bekam ja doch kein Recht.

Hatte die Frau im Chambregarnie ihr recht gegeben? Hatte damals Frau Selinger ihr geglaubt? Nein, niemand! Und wenn sie die da packte und behandelte, wie sie's verdiente —? Nein, nein — nutzlos senkte sich ihr Kopf. — Recht würde sie auch nicht bekommen.

Einen Augenblick noch stand sie zögernd, finster sinnend, dann schlüpfte sie wieder hinaus, so geräuschlos wie sie gekommen.

Von nun an gingen Herrin und Dienerin umeinander herum wie zwei türkische Hunde, die sich, mit eingeknicktem Schwanz, umschleichen, anscheinend friedlich, anscheinend harmlos und doch immer einer vor dem anderen auf der Hut.

Berta veränderte sich von Tag zu Tag mehr. Nichts von der früheren Anmut war mehr in ihren Bewegungen. Sie schlurrt; daher, als sei ihr alles zu viel, jegliches Tun zu mühsam. Ihr Blick war matt, oft ganz verglast. Ihr, die sonst hundertmal Lärm geschlagen und ihre Zunge flink gerührt hätte, bei all dem, was ihr nicht packte, verlagte jetzt das Wort. Das Schweigen um sie her, mächtig das ewige Einerlei der Tage beherrschend, drückte auch ihr den Mund zu. Die Lautlosigkeit kam aus den Ecken auf sie zugefrohren, legte ihr die schweren Lasten auf die Schultern und drückte sie nieder. Eine grenzenlose Hoffnungslosigkeit hatte sich ihrer bemächtigt. Es konnte ja nie besser werden! Auch nie anders; ob in dieser Stelle oder jener, immer die gleiche, freudenarme Aussichtslosigkeit!

Immer tiefer, tiefer sank, wie ein unentrinnbares Reh, Ane lethargie über sie, aus der es kein Aufstehen gab.

Selbst im Schlaf holte sie sich keine Frische. Da träumte sie von Fräulein Haberborn; die war stärker als sie. Die beugte sich über das Bett mit ihrem dünnen Hals, ihre dünnen Rippen waren in eisigem Schweiß geschlossen; sie streckte die Hand im schwarzen Glacéhandschuh aus und legte sie ihr auf die Brust. Die Hand drückte wie ein Alp. Weg, weg!

Die Schlafende wöhnte, rang nach Luft und stieß mit Händen und Füßen. Sie bäumte sich, sie wehrte sich, sie rang um ihr Leben — weg, weg!

Die schwarze Hand drückte noch immer — da — Berta packte zu und erwachte zugleich von dem langgezogenen Schrei, den sie ausstieß

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Hader zweier Mirgoroder Größen.

5]

Von Nikolaus Gogol.

Alles erhielt ein anderes Aussehen. Wenn Nachbars Hund auf den Hof lief, wurde er mit Stöcken verjagt; die Kinder, die über den Zaun kletterten, kehrten heulend wieder um, die Hündchen in die Höhe haltend und mit den Spuren erhaltener Rutestreiche; selbst das alte Weib beging, als Iwan Iwanowitsch sich über etwas befragen wollte, eine solche Unanständigkeit, daß Iwan Iwanowitsch in seiner Eigenschaft als musterhaft zartfühlender Mann ausspudde und nur die Worte sprach: „Weich garstiges Weib, es ist schlimmer als der Herr!“

Endlich stellte der verhasste Nachbar als Mittelpunkt der Beleidigung gerade an dem Plaze, wo man über den Zaun zu klettern pflegte, einen Gänsestall auf, um gleichsam absichtlich die zugefügte Kränkung zu wiederholen. Dieser für Iwan Iwanowitsch so widerwärtige Stall wurde mit satanischer Geschwindigkeit an einem Tage erbaut.

Das regte dem Iwan Iwanowitsch die Galle auf und weckte in ihm den Durst nach Rache. Er zeigte übrigens keine Spur irgend einer Erbitterung, obgleich der Bau auch einen Teil seines Grundes and Bodens eingenommen hatte; aber das Herz schlug ihm so heftig, daß es ihm ungemein viel Mühe kostete, wenigstens äußerlich die Ruhe zu bewahren.

So verbrachte er den Tag. Die Nacht brach herein. . . O, wenn ich ein Maler wäre, ich würde all den wunderbaren Reiz dieser Nacht darstellen! Ich würde darstellen, wie ganz Mirgorod in Schlaf versunken; wie die zahllosen Sterne unbeweglich auf dasselbe herabblinden; wie das nahe und das ferne Wellen der Hunde die fast sichtbare Stille unterbricht, wie trotz alledem der verliebte Küper mit ritterlichem Mut über einen Zaun klettert; wie die weißen Mauern der Häuser von den Mondstrahlen beleuchtet größer erscheinen, die sie beschattenden Bäume dunkler, der Schatten der Bäume gefälliger, die Blumen und Gräser wohlriechender und die Heimchen, die unermüdbaren Ritter der Nacht, in allen Ecken und Enden bereint ihre schwirrenden Lieder ertönen. Ich würde darstellen, wie in einem dieser niedrigen Lehmhäuschen die sich auf ihrem einsamen Lager herumwälzende, schwarzäugige Städterin

mit dem von Jugendlust bebenden Busen von dem Schnurrbart und den Sporen eines Husaren träumt, während der Mondschein auf ihren Wangen lacht. Ich würde darstellen, wie auf der weißen Landstraße der schwarze Schatten einer Fledermaus rasch vorbeistreicht und diese auf einem weißen Rauchfange sich niederläßt. . . Aber kaum würde es mir gelingen, Iwan Iwanowitsch darzustellen, wie er mit einer Säge in der Hand heranschiebt. Wie mannigfache Gefühle waren auf seinem Antlitz abgezeichnet! Leise, ganz leise stahl er sich hervor und kroch unter den Gänsestall. Den Hund des Iwan Nikiforowitsch war noch nichts vom Streite bekannt und sie gestatteten ihm daher als allem Freunde, sich dem Stalle zu nähern, der auf vier Eichenpfählen sich wiegte. An den nächsten Pfahl heranrückend, setzte er die Säge an und begann zu sägen. Das durch das Sägen verursachte Geräusch ließ ihn innehalten. Er blickte sich um, aber der Gedanke an die erlittene Schmach gab ihm den Mut wieder. Der erste Pfahl war durchsägt. Iwan Iwanowitsch ging zum zweiten über. Seine Augen brannten und vor lauter Angst konnte er nichts sehen. Plötzlich schrie Iwan Iwanowitsch auf. Es zeigte sich ihm ein toter Mann; er sagte sich aber bald, denn er sah jetzt deutlich, daß es nur eine Gans war, die ihm ihren Hals entgegenstreckte. Iwan Iwanowitsch spudde ärgerlich aus und fuhr mit seiner Arbeit fort. Der zweite Pfahl war unterwärts, der Bau schwankte. Das Herz begann Iwan Iwanowitsch so schrecklich zu klopfen, als er den dritten ansägte, daß er einige Male die Arbeit unterbrechen mußte. Mehr als die Hälfte des Pfeilers war schon durchsägt, als mit einem Male der breite Bau stark zu wanken begann. . . Iwan Iwanowitsch hatte kaum Zeit zurückzuspringen und der Gänsestall stürzte drohend zusammen. Er ergriff die Säge, lief in schrecklichem Entsetzen ins Haus und warf sich aufs Bett, ohne auch nur den Mut zu haben, durchs Fenster zu blicken, um die Folgen seiner furchtbaren Tat zu sehen. Es schien ihm, als sei der ganze Hof des Iwan Nikiforowitsch versammelt: das alte Weib, Iwan Nikiforowitsch, der Junge im endlosen Rode, alle mit Keulen bewaffnet und angeführt von Agafia Fedossjewna, um sein Haus zu stürmen, zu verwüsten und zu zerstören.

Den folgenden Tag brachte Iwan Iwanowitsch im Fieber zu. Es kam ihm immer vor, als werde der verhasste Nachbar, um sich zu rächen, ihm wenigstens das Haus anzünden. Er befahl daher Gapsla, jeden Augenblick nachzusehen, ob man nicht irgendwo trockenes Stroh untergelegt habe. Endlich entschloß er sich, um Iwan Nikiforowitsch zuvorkommen, die Fische vor dem Reize zu fangen und gegen ihn eine Klage beim Mirgoroder Bezirksgericht einzureichen. Worin diese bestand, wird man aus dem nachfolgenden Kapitel erfahren.

4. Kapitel.

(Was sich vor dem Mirgoroder Bezirksrichter zutrug.)

Dieses Mirgorod ist eine höchst wunderbare Stadt! Was hat sie nicht für Gebäude! Sie sind teils mit Stroh, ja teils sogar mit Schindeln gedeckt. Straßen rechts, Straßen links; überall prächtige Bäume; an ihnen windet sich Hopfen, auf ihnen hängen Töpfe, und hinter ihnen zeigt die Sonnenblume ihr nach dem Ebenbilde dieses Lichtkörpers geformtes Haupt, hinter ihnen rötet sich der Rohn, winden sich umfangreiche Kürbisse. . . Eine wahre Wonne! Jeder Zaun ist immer mit Gegenständen begleitet, die ihn noch malerischer gestalten, sei es mit einem Weiberröd, sei es mit einem Hemd oder einem Paar Beinleibern. In Mirgorod gibts keine Diebe, keine Wächter und darum hängt jeder was ihm beliebt auf den Zaun. Wenn ihr euch dem Marktplatz nähert, werdet ihr gewiß stehen bleiben, um euch an dem Anblicke zu weiden. Da befindet sich nämlich eine Pfüke, eine wunderbare Pfükel! Die einzige, die ihr je irgendwo zu sehen Gelegenheit habt. Sie nimmt fast den ganzen Platz ein. Eine prächtige Pfükel! Häuser und Häuschen, die man aus der Ferne für Heuschäber halten kann, schließen sie ringsum ein und bewundern ihre Reize.

Ich bin der Ansicht, daß es kein schöneres Haus gibt, als das Mirgoroder Bezirksgericht. Es kümmert mich nicht, ob es aus Eichen- oder Birkenholz ist, aber meine geehrten Herren, es hat acht Fenster! Acht Fenster in der Reihe, geradeaus auf den Platz und auf die Wasserfläche, von der ich schon gesprochen und die der Polizeimeister einen See nennt! Dieses Haus allein ziert die Granitfarbe, die gesamten sonstigen Häuser in Mirgorod sind grauweiß. Das Dach ist ganz von Schindeln und wäre sogar rot angestrichen worden, wenn man nicht das zu diesem Zwecke vorbereitete, mit Knoblauch gewürzte Stanzleis, da es wie absichtlich gerade Fästen war, verzehrt hätte, und so blieb das Dach unangestrichen. Die Treppe geht auf den Marktplatz, und auf dieser Treppe tummeln sich oft Hühner und sonstiges Getier, weil auf der Treppe immer Graupen oder sonst etwas Eßbares verstreut ist, was übrigens nicht absichtlich geschieht, sondern einzig und allein in Folge der Unvorsichtigkeit der Wittsteller. Das Haus ist in zwei Hälften geteilt, in der einen ist das Gericht, in der anderen Hälfte das Arrestlokal. Das Gericht besteht aus zwei reinlichen, geweißten Zimmern; das vordere, für die Wittsteller bestimmt, ist leer, das zweite enthält einen mit Tintenflecken geschmückten Tisch, auf dem sich ein Spiegel befindet, vier Eichenstühle mit hohen Rückenlehnen und an den Wänden eisenschlagene Kisten, in denen alle mögliche Schätze in dicken Altendübeln aufbewahrt wird. Auf einer dieser Kisten stand gerade damals ein gewächster Stiefel.

Das Gericht wurde schon am Morgen geöffnet. Der Richter, ein ziemlich wohlbeleibter Herr, wenn auch etwas dünner als Iwan

Rilforowitsch, mit einem gutmütigen Gesicht, in einem fettglänzenden Schlafrock, unterhielt sich die Pfeife im Munde und eine Tasse Tee in der Hand, mit dem Unterrichter. Die dicken Lippen des Richters reichten bis an die Nase, so daß er mit dieser auf der Oberlippe nach Belieben herumschnüffeln konnte. Diese Lippe diente ihm zugleich als Tabakdose, weil ein großer Teil der für die Nase bestimmten Preisen sich auf ihr ablagerte. Während des Gesprächs des Richters mit dem Unterrichter hielt ein barfuß einhergehendes Mädchen das Präsentierbrett mit dem Teegefäß. Am Ende des Tisches verlas der Sekretär einen Ratsbeschluss, aber in einem so einförmigen, melancholischen Tone, daß selbst der Beklagte beim Anhören eingeschlafen wäre. Der Richter wäre auch zweifellos in Schlaf gelullt worden, wenn er nicht vorher ein interessantes Gespräch angeknüpft hätte.

„Ich habe mir absichtlich Mühe gegeben,“ sagte der Richter, den Tee schlürzend, „um zu erfahren, wie es kommt, daß sie so büßlich singen. Ich hatte eine prachtvolle Drossel, es sind gerade zwei Jahre her. Was geschah? Mit einem Male schlug sie ganz aus der Art und sang, der liebe Himmel weiß wie; sie verschlammerte sich zusehends, es wurde immer ärger, sie schnarrte, krächzte — zum Hinauswerfen! Larifaril! Die Sache ist die: unter der Kehle bildet sich eine Blatter, kleiner als eine Erbse. Diese Blatter muß mit einer Nadel ausgestochen werden. Mich hat es Sachar Protowowitsch gelehrt, ich erzähle Euch, wenn's gefällt, die näheren Umstände. Ich besuche ihn. . .“

„Befehlen Sie, Damianowitsch, das zweite Urteil vorzulesen?“ unterbrach ihn der Sekretär, der schon seit einigen Minuten zu lesen aufgehört hatte.

„Ihr habt schon zu Ende gelesen? Stellen Sie sich vor, wie schnell! Ich habe nichts gehört! Wo ist das Stück? Her damit, ich unterschreibe gleich. Was gibts dort noch?“

„Rechtsache des Kosaten Wolitta wegen einer gestohlenen Kuh.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Eroberung des Ruwenzori.

Im Herzen von Afrika erhebt sich ein ungeheures Gebirge, das sagenhafte Mondgebirge des Ptolemäus, die „blauen Berge“, von deren schneebedeckten Gipfeln, so ging von Alters her die Sage, die Quellen des Nils gespeist würden. Stanley gab ihm den Namen „Ruwenzori“. Der Amerikaner war auch der erste, dem es auf seinem letzten denkwürdigen Zuge durch Innerafrika vergönnt war, den silberglänzenden Gipfel dieses Gebirges hoch über der Nebelwand des Horizonts für kurze Augenblicke zu schauen. Ein undurchdringlicher Schleier von Wolken und Nebel hatte selbst den Reisenden, die an seinem Fuße rasteten, den Anblick der gewaltigen Gebirgsmasse entzogen, und auch späterhin ist so vielen wagemutigen Forschern, die zu einigen der ersten Höhen emporzogen, der Geist dieses Berges immer nur wie ein flüchtiger Dämon erschienen, als etwas Unfassbares in den verschiedensten Gestalten, die unformig und schredensvoll plötzlich aus dem nebligen Dunst hervortraten und ebenso schnell wieder verschwanden. So lag mitten in einem Erdteufe, der das Ziel der meisten Entdeckungsfahrten ist, der Ruwenzori als ein ungelöstes Rätsel. . .

Dort hin ging der Weg des Herzogs der Abruzzen, Ludwig Amadeus von Savoyen, der als wagemutiger und erfolgreicher Forscher, als Gelehrter von weitem Blick und Schriftsteller von künstlerischer Darstellungsgabe sich mit Recht eines großen Rufes erfreut. Ihn, den kühnen Alpinisten, der als erster nach mühseliger Wanderung die Höhe des Eliasberges (1897) in Alaska mit 5614 Meter bestimmte und auf seiner Nordpolreise bis 86 Grad 31 Minuten unter unseigenen Mühen und Anstrengungen im arktischen Eis- und Schneegebiet vorgedrungen war (1900), weiter sogar als Ransen, mußte gerade dieses Problem einer Bergbesteigung mitten im äquatorialen Afrika zeigen. Das Unternehmen gelang; das Rätsel der „blauen Berge“ ist gelöst, der zähen Ausdauer des Menschenwillens hat sich die Natur ergeben müssen. Der Ruwenzori bringt fürderhin kein Geheimnis mehr für die Wissenschaft; wir kennen jetzt die Höhe seiner Gipfel und die Weite seiner Täler, den Lauf seiner Flüsse und die Lage seiner Gletscher, die Pflanzenwelt, die seine Niederungen tropisch überdeckt, und die spärliche Tierwelt, die in diesen Sünden ein kümmerliches Leben fristet.

Die Expedition führte von der Küste des Indischen Ozeans mittels der Ugandabahn (Rombasa) 940 Kilometer bis zum Viktoriassee, dann über die Fluten des Viktoriassees (in 21 Tagen zusammen 4760 geographische Meilen) nach Entebbe oder Port Alice in dem unter englischem Protektorat stehenden Gebiet Uganda; von hier aus beginnt die eigentliche Karawanenexpedition zum Ruwenzori.

Der Ruwenzori fandte auch dem Herzog der Abruzzen und seinen Begleitern alle seine Schrecken entgegen: unermesslichen Regen und Schnee, Gewitter und Sturm, reißende Ströme und Lawinen, unzugängliche Felsmassen und Abgründe, nachtschwarze Tage und eisige Nächte. Langsam kroch die Karawane die Berge hinan, leuchtend unter ihrer Last schritten Träger und Führer, Schritt für Schritt einsinkend in Sumpf und Moder auf ungesahnten Wegen. Eine Landschaft, wie aus der Urzeit, nahm die

Reisenden auf; Wälder stellten sich ihnen in den Weg, die in der Umbildung zu Steinkohle begriffen schienen. Hier hatten Jahrtausende nur Werke der Zerstörung vollbracht. Ein Tag nach dem andern schleppte sich hin, jeder Fußbreit festen Bodens mußte erobert werden, man lagerte wochenlang zwischen Felsen, wo nicht ein Quadratmeter ebener Erde zu finden war, um ein Zelt aufzuschlagen. Die Träger murkten und drohten mit Aufstand, aber die Führer hielten stand und kannten nur die eine Lösung: vorwärts! Und sie kamen vorwärts, die kühnen Forschungsreisenden, und es gelang ihnen, was noch keinem gelungen war, den Ruwenzori zu ersteigen. In seinem Joesben in deutscher Uebersetzung (bei F. A. Brodhaus, Leipzig) erschienenen, mit herrlichen Abbildungen ausgestatteten Werke „Der Ruwenzori“ schildert der Herzog der Abruzzen mit anschaulicher Frische und in einfacher, aber doch beherdeter Sprache, den Eroberungszug von der Ostküste Afrikas bis zum Gipfel des Ruwenzori. Hören wir, wie er selbst den überaus mühseligen Aufstieg über Gletscher und Eissfelder schildert, bis es ihm endlich gelingt, seinen Fuß auf die höchsten Gipfel des Ruwenzori zu setzen. . .

Endlich brach die Morgendämmerung des 18. Juni bei bedecktem, grauem Himmel an. Rasch, ohne ein Wort zu verlieren, wurde die Reihenfolge des Zuges festgestellt. Giuseppe Petigaz und Ollier gingen voran, dann kam ich, Brocherel als Letzter; so begannen wir den Gletscher auf dem Wege zu besteigen, den die Führer am Tage zuvor bezeichnet hatten. Ohne Schwierigkeit wurde in ungefähr einer Stunde die große Gletscherfläche erreicht. Es war 6 1/2 Uhr früh, und die ersehnten Gipfel lagen in geringer Entfernung vor uns. Beide waren sie von Schnee bedeckt; der südliche, nächste, fiel nach Osten in einer senkrechten Wand ab und wurde von einer mächtigen Schneewächte überragt; durch einen abgerundeten Eissattel stand er mit dem nördlichen, bedeutend höheren Gipfel in Verbindung. Von diesem gingen zwei Rämme aus, der eine nach Osten, geradlinig in der Richtung auf das Tal zu, der andere nach Nordwesten, leichtgekrümmt und in einer charakteristischen Schulter endend. Gipfel und Rämme waren umsäumt von der riesigsten Schneewächte, die man sich vorstellen kann und die von zahllosen Eissäulen und -nadeln gestützt wurde, die in der Ferne den Eindruck eines blendend weißen Spitzentreibens machten.

Der Schnee ringsum zeigte die glanzlose, bleiche Farbe, wie es bei schlechtem Wetter der Fall zu sein pflegt. Einen Augenblick lang erglänzte er unter diesem Sonnenstrahl, der aber sofort durch dicke Wolken, die sich rasch von Osten näherten, wieder ausgelöscht wurde. Es kamen Windstöße aus Osten, Nebelschwaden stiegen vom Tale in dichten Massen empor und hüllten uns binnen kurzem völlig ein. Wir vier setzten schweigend unseren Aufstieg fort. Ohne Schwanken, mit dem unbeirrten Blicke für den richtigen Weg, schritt Giuseppe Petigaz in dem undurchsichtigen Nebelschleier allen voran die Hochfläche hinauf bis zum Fuße des südöstlichen Kammes des Südgipfels. Der feste Schnee, der unter den Tritten nicht nachgab, gestattete es, den ausgedehnten Firnkamm rasch zu ersteigen, wobei an den steilsten Stellen einige Stufen gehauen wurden; um 7 1/2 Uhr war die Spitze des ersten Gipfels erreicht.

Ein heftiger Wind wehte von Osten. Alles ringsumher war von den weißglänzenden, für das Auge undurchdringlichen Nebelmassen verhüllt. Jeder hatte sich in seinem Geiste die feste Vorstellung eingeprägt, daß die höchste Spitze wenige hundert Meter entfernt, aber unsichtbar sei. Und wir alle warteten, die Blicke unverwandt nach Norden gerichtet. In anderthalb Stunden konnten wir nur auf wenige Augenblicke durch den sich lüftenden Nebel hindurch die unbestimmten Umrisse des höheren Gipfels erkennen. Es gab nur zwei Wege, ihn zu erreichen: entweder bis zu dem Sattel hinunterzusteigen und zu versuchen, ob man von hier aus die von der furchtbaren Schneewächte oben abgeschlossene Eiswand erklimmen könne, oder auf die Hochebene zurückzukehren, sie unterhalb des Sattels zu durchqueren und über den östlichen Kamm aufzusteigen, ein weiter Umweg, der im Nebel ohne ein Netzseihen, nach dem man sich hätte richten können, zurückzulegen war. Der Gedanke, für diesen Tag auf den Versuch des Aufstieges zu verzichten und in das Lager zurückzukehren, kam, wie ein Blitz in die ernten, aber entschlossenen und von einem Willen beseelten Jüger der schweigenden Führer zeigte, keinem von ihnen in den Sinn.

Um 9 Uhr entschlossen wir uns, des längeren Wartens müde geworden, zum Angriff auf dem kürzesten, geradesten und gefahrvollsten Wege, und einer nach dem anderen begaben wir uns den zum Sattel führenden Abhang hinunter. Das Auge auf den Schnee gerichtet, gingen wir vorwärts, die Füße vorsichtig in die großen Stufen setzend, die Petigaz in den zum Glück festen Schnee, der unter den Tritten nicht nachgab, gehauen hatte. Der Sattel macht den Eindruck eines Eisbandes, das zwischen zwei zweiten Bergschründen eingeschlossen ist, die von einem Gipfel zum anderen reichen und von keiner Schneedecke unterbrochen sind. Es ist unmöglich, zur Rechten oder Linken vom Wege abzubiegen, sondern man muß geradewegs auf die Eismauer zu, deren Nähe durch den Nebel hindurch kaum zu ahnen ist. Wo der Abhang steil zu werden beginnt, werden die Rucksäcke und alle entbehrlichen Gegenstände abgelegt, und Petigaz beginnt die schwierige Arbeit. Binnen kurzem befinden wir fünf uns fast senkrecht untereinander, langsam die gerade Stufenbahn hinaufsteigend, die Petigaz mit kräftigen, weit ausholenden Artschlägen in die Wand hineinhaut, wobei er uns mit einem Hagel von Schnee- und Eisstüben überschüttet. Nach unten

zu verschwand die Wand sofort dem Blick in Finsternis, und wir schienen über einem grundlosen Abgrunde zu schweben.

So gelangten wir bis unter die Schneewächte zwischen die Eisfäulen und -nabeln, die, in der Nähe gesehen, eine Säulenreihe bildeten, dicht wie die Bäume eines Waldes; auf ihr lastete die schwere Schneewölbung, deren Festigkeit zweifelhaft war. Der Eindruck, den das Ganze im Nebel machte, war außerordentlich seltsam und unergötzlich. In dieser unsicheren Stellung mußten wir, angeflammt an die sich abstürzende Wand, die Eispeiler umgehen, um von unten an die Stelle zu gelangen, wo die Wächte sich an die Wand schloß, und dort einen Durchgang zu suchen. Wir fanden einen solchen in einem Einschnitt der Kluft, der einen engen, senkrechten Kanal von ein bis zwei Meter Höhe bildete. Der wadere Ollier, auf einer breiten Stufe stehend, mußte festig als Leiter dienen. Dieser stieg ihm mit seinen schweren, genagelten Bergschuhen auf die Schultern, dann auf den Kopf und grub die Art tief in den Schnee oberhalb der Wächte, um sich zum Stamme hinaufzuziehen. Für die übrigen war es ein Kinderspiel, ihm zu folgen. Der Kamm war bezwungen. Noch wenige Minuten Wegs, und ich setzte den Fuß auf den höchsten Gipfel des Nuzenzori.

Aus der Finsternis waren wir in den vom strahlendsten Lichte erfüllten freien Raum getreten. Zu unseren Füßen wogte ein Nebelmeer; eine unermeßliche Fläche leichter, zarter Wirbel von weißlich-ashgrauer Farbe bewegte sich, vom Winde getrieben, nach Nordwesten. Aus der endlosen beweglichen, einförmigen Ebene ragten nur zwei feste Punkte, zwei blendendweiße, in der Sonne von Myriaden Schneekristallen glitzernde Pyramiden, die äußersten Spitzen der beiden höchsten Gipfel.

Der Herzog nannte diese beiden höchsten Gipfel Margherita und Alexandra. Die Berechnung auf Grund der Beobachtungen ergab für die Margheritaspitze eine Höhe von 5125 Meter und für die Alexandraspitze 5105 Meter. Die kühnen Alpinisten blieben nicht ganz eine halbe Stunde auf dem Gipfel, denn, fährt der Reisebericht fort, es war keine Hoffnung vorhanden, daß die Nebel sich an diesem Tage zerteilen würden, und nachdem die Barometer- und Thermometerablesungen vorgenommen waren und sich auch die erste Siegesbegeisterung gelegt hatte, begann sich der kalte, schneidende Wind fühlbar zu machen. Ein fast beklemmendes Gefühl der Einsamkeit überkam uns, die wir uns auf dem engen, schneeigen Gipfel zusammendrängten, ohne etwas von der Erde zu erblicken. Eisfelder, Abgründe und Gipfel, Täler, Ebenen, Seen und Wälder, alles war den Blicken durch einen undurchdringlichen Nebelschleier entzogen, eine dünne Scheidewand, die das glühende äquatoriale Afrika von dem ewigen Schnee des Hochgebirges trennte.

Als wir die Felswand wieder hinabgesteigert waren, nahmen wir unser Gepäck auf und kehrten auf die Alexandraspitze zurück. Um 2½ Uhr nachmittags trafen wir wieder bei unserm einsamen Zelte ein. Wenige Stunden später wurden wir alle von einer schmerzhaften Schneebblindheit befallen. An jenem Tage waren wir immer dem blendenden Schimmer des Nebels ausgesetzt gewesen, hatten uns aber nicht der schwarzen Brillen bedienen können, durch die man gar nichts sieht. Wir blieben die ganze Nacht und den ganzen folgenden Tag im Zelte und machten Decumschläge auf die geschwollenen, tränenden Augen. . . .

Kleines feuilleton.

Aus dem Tierleben.

Ueber den Wanderflug unserer Kraniche, Störche und Reiher. Zu der Ordnung Sumpfs- oder Stelzvögel, im allgemeinen Sinne von *Ardeas* gebraucht, gehören Kraniche, Störche und Reiher, die von der heutigen Wissenschaft als Vertreter dreier Familien betrachtet werden. Diese Arten beanspruchen, abgesehen von ihrer Bedeutung im Haushalt der Natur, ihrer Wanderungen wegen ein hohes Interesse, und wir begehen kein Unrecht, wenn wir sie als die bewundernswertesten aller Vögel bezeichnen. Jahraus, jahrein wandern diese Vögel dieselben Straßen und in überaus großen Gesellschaften, das Ergebnis von gehäuftem Kollektiv-erfahrungen.

Ein ungemein großes Wohngebiet haben diese Arten zu ihrer Erhaltung zur Verfügung. Im Norden Europas und Asiens sind Kraniche mehr oder weniger ansässig, und diese sind es hauptsächlich, die deutsches Gebiet durchwandern. Die Herbstzüge zeigen die größere Anzahl der Flüge und Individuen, und wenn sich diese im Laufe der Zeiten merklich lichtet, so werden dennoch hier Flüge gesehen, die aus 200—300 Wanderern bestehen. Etwa drei Stunden vor und nach Mittag ist die Hauptzugszeit, in der die Flüge hinter einander folgen und — gehört werden, denn sie werden wie mit Kanonen laut angemeldet. Die Flugform eines Kranichzuges ist ein lateinisches (umgekehrtes) V, bei dem jedoch der eine Schenkel verlängert ist, wobei einer der stärksten Vögel an der Spitze des Fluges sich befindet, der von Zeit zu Zeit von einem anderen Vogel abgelöst wird. Eine zusehende Stimme ertönt während des Fluges, wird von einer anderen beantwortet, und so immer in der Folge, gleichsam als Versicherung, daß der Zug in Reihe und Glied verblieben sei. Fährt der Wind zu rauh in den Zug, setzt er sich gleich einem Wirbel an zusammen,

oder er stobt, wenn Winde wehen, die in der Richtung nicht liegen. Stobt der Zug aber, damit weitere, meist kleinere Kranichzüge aufgenommen werden sollen, dann so niedrig und nahe den Augen der Beobachter, daß diese die Augen der Kraniche erkennen können. (Einmal von mir in einem Hochwalde 14 Kilometer nördlich von Berlin beobachtet.) Werden dabei die Luftströme der Kraniche im allgemeinen sowie im einzelnen ausgeführt, so haben wir das schönste Flugbild vor uns, was Vögel darzustellen vermögen. Es sieht dabei aus, als gehörte die Masse einem Obersten, bald ist sie hier, bald dort, oben oder unten; endlich vereinigt und geordnet, geht die Wunderschar ununterbrochen ihrem Endziele zu. Die Hauptzüge der europäischen Kraniche gehen nicht über Griechenland; nur vereinzelt von den vielen Zügen längs der kleinasiatischen Küste nach dem afrikanischen Süden. Längerer Aufenthalt wird in Griechenland, Italien nicht genommen, vielmehr das Mitteländische Meer rastlos überquert. Indien und Südchina ist das Ziel der aus Sibirien abwandernden Kraniche.

Der Umstand, daß man im Gefolge der wandernden Kraniche kleine Vögel, namentlich Lerchen, gefunden hat, gab zu der Fabel Veranlassung, daß dieselben auf dem Rücken ihrer großen Reisegefährten den weiten Weg auf eine bequemere Weise zurücklegten. Dennoch hat man in einem Fluge, den H. Seebohn über die Pyrenäen fliegen sah, einen Kranich, einen Wandersfalken und acht Gabelweihen gesehen. („Die Vögel Sibiriens“, 1901, S. 417.) Flügel in unserem Gebiete Kraniche (oder Störche), dort nahe Adler oder Wandersfalken, und kreuzen sie sich im gegebenen Ziele, so werden beide Parteien sich nicht beachten oder gar fürchten. Kraniche (oder Störche) haben keinen gesiederten Feind zu fürchten.

Weiß und noch mehr schwarze Störche sind als Wandervögel gegenüber den Kranichen in großer Minderzahl. Da sie in unserem Gebiet häufiger als britende Kraniche vorhanden sind und als bestgeeigneten Sammelplatz zur Abreise, besonders die Spreewiesen südlich von Berlin benutzen, was schon vor 120 Jahren Buffon mitgeteilt hatte, so haben wir Gelegenheit, sie leicht beobachten zu können. Im Mitte August versammeln sich hier die Störche, in etwa vierzehn Tagen die Versammlungen unrlösllich aufgelöst. Sie klappern erregt, ebenso erregt durch und durch erscheint jeder einzelne; erheben sie sich, so ist der Abzug in wenigen Augenblicken und bei volstem Schweigen vollzogen. Der Nordwind ist entscheidend für den Abzug geworden.

Der Flug der Störche ist schwimmend, auf weite Strecken hin ohne jeglichen Flügelschlag, ausdauernd, rastlos; für uns ein Rätsel, voller Bewunderung. Nur wenige Tage liegen zwischen der Abreise von hier aus und der Einkehr unter den Palmen des inneren, selbst des südlichen Afrikas. Ihr Flug gleicht einem Keile, der dann am dichtesten wird, wenn diesem Wind und Regen oder Hagel entgegenstürmen. Schwarze Störche, deren Bestand bei uns ein recht geringer ist, versammeln sich zum Abzuge auf den höchsten Bäumen, und sollte dennoch im Abzuge eine Schar von zehn Vögeln gesehen werden, freue sich der Beobachter, die schönsten und seltensten Wanderer, die tropischen Juwelen gleichen, auch einmal gesehen zu haben.

Man soll die Versuche der Deutschen Ornithologischen Gesellschaft in Berlin, Kingstörche als Probereisende vorzubereiten, nicht übel deuten, wenn dabei ein einzelner Storch durch einen unglücklichen Zufall oder durch einen schicksalhaften Menschen verloren ging, weil er einen Ring trug. Bedenken wir, daß die preussischen Kingstörche es waren, es auch ferner vermögen, die Wunder ihres Wanderzuges lösen zu helfen, ferner, daß das heutige Geseh nicht einmal die Störche schließt. Unserem Volke, selbst den sogenannten barbarischen Völkern, gilt trotzdem der Storch als ein geheiligter Vogel.

Die Reiher sind unter den hier genannten Arten die häufigsten Brutvögel, deren Wohngebiet mäht weit nördlich von Deutschland, am weitesten nord- und südwestlich reicht, denn es umschließt vier Erdteile. Ihre Wanderungen durch unser Land sind nicht von Bedeutung; sie überwintern bereits in Kroatien, noch mehr in den Balkanstaaten und in Griechenland, wohl die meisten in Unterägypten resp. südlich des Rospischen Meeres. Wer sie an ihren brandenburgischen Ständen beobachten will, der besuche die Seen der Duberow (Königswusterhausen), bei Joachimsthal und Großkrenz, den Lehnitzsee (Oranienburg) etwa 500 Reiher sind sicherlich festzustellen.

Im allgemeinen treffen Kraniche in Brandenburg ein um den 15., Reiher um den 20. März, Störche um den 1. April. Der Abzug im Herbst ist für Störche um den 24. August, für Reiher um den 10., für Kraniche um den 15. Oktober. Störche machen eine Ausnahme von der Regel, nach der uns diejenigen Vögel am frühesten verlassen, die am spätesten bei uns eintreffen. Nach den Temperaturverhältnissen, wie sie annähernd gegeben werden kann, erfolgt die Einwanderung der

| | Kraniche | Reiher | Störche |
|-------------------------|----------|--------|---------|
| Maximaltemperatur . . . | 7° | 8° | 10° |
| Minimaltemperatur . . . | 0° | 1° | 5° |
| Die Abwanderung der | Kraniche | Reiher | Störche |
| Maximaltemperatur . . . | 20° | 22° | 26° |
| Minimaltemperatur . . . | 14° | 16° | 18° |

Dem Aufenthalt nach würde für Brandenburg eine Zeit von 7 Monaten für Kraniche, 6½ Monate für Reiher, 4 Monate für Störche sein. Die Einwanderungen der drei Arten umschließt die Zeit der demnächst zu erwartenden resp. den Beginn der anfänglich sporadischen Belaubung unserer Bäume. H. H.